

WERNER ABRAHAM / ELISABETH LEISS (HG.) *Dialektologie in neuem Gewand. Zu Mikro-/Varietätenlinguistik, Sprachenvergleich und Universalgrammatik.* Hamburg: Helmut Buske Verlag. 2013. 272 S. (*Linguistische Berichte* Sonderheft 19). ISBN 978-3-87548-675-9. €49.90¹

Der kleine Band beinhaltet zehn Aufsätze zur Variationslinguistik mit Fokus auf die Wechselbeziehungen zwischen Sprachvarietäten und der Universalgrammatik (UG). Dialektologie im näheren Sinne, d.h. Dialektgeographie, ist auch vertreten, und zwar in den Arbeiten von SCHALLERT, DE VOGELAER / KLOM, und WEIß (siehe unten). Die Aufsätze stammen von einer von den Herausgebern organisierten Tagung, die vor allem syntaktische Themen in der Variationslinguistik problematisierte („Zur Einleitung“, S.8).

Der Titel des Buches suggeriert, dass eine neue Konzeption von Dialektologie im Buch zentral sei, aber die meisten Dialektologen werden überrascht sein, eine Reihe Aufsätze zu lesen, in denen zentrale Themen der Dialektologie – wie z.B. die geographische Verteilung von Varianten – selten erwähnt werden. Dafür findet man andere Beiträge, deren Relevanz für die Dialektologie eminent ist. Beginnen wir mit den drei Aufsätzen, bei denen die Verbindung zur Dialektologie konkret ist.

OLIVER SCHALLERTS Aufsatz „Infinitivprominenz in deutschen Dialekten“ zeichnet sich u.a. dadurch aus, dass er der erste in einem Band über Dialektologie ist, in dem eine Karte erscheint (auf S.106)! Sein Thema ist die Syntax von

¹ Ich danke Dr. Tobias Streck, Freiburg, und Prof.Dr. Werner Abraham, München, für Diskussion über diese Rezension. Es erübrigt sich vielleicht nicht ganz, um hinzuzufügen, dass dies nicht bedeutet, dass sie mit dem Inhalt einverstanden seien.

Infinitivkomplementen, wie „Es fing zu regnen an“. Er betrachtet diese in verschiedenen Dialekten erstens bezüglich der Prominenz von Infinitiven in einer Varietät überhaupt; Prominenz operationalisiert er, indem er Punkte pro Kontext vergibt, wenn ein Verbum im Infinitiv in dem Kontext auftritt, etwas mehr wo es obligatorisch ist, und etwas weniger, wo es als „markiert“ gilt (MAYERTHALER ET AL. 1993). SCHALLERT sucht ähnliche Dialekte mittels eines Clusteringverfahrens, vermutlich aufgrund der Übereinstimmung der Punkte in der Liste der Kontexte (und nicht aufgrund des totalen Infinitivprominenzmaßes), und dies lässt vermuten, dass sich manche Kontexte nicht zufällig ähnlich sind, d.h. Strukturen aufzeigen. Er füllt diesen (einfachen) quantitativen Blick auf die Variation in mehreren Dialekten mit einer qualitativen Diskussion der Infinitivkonstruktion(en) aufgrund der theoretischen Literatur, u.a. ob die Konstruktionen mit oder ohne *zu* gestaltet werden, ob sie Anhebungs- oder Kontrollkonstruktionen seien, und ob sie kohärente VPs bilden (und also extraponierbar seien). Diese Arbeit lässt das Potential der engeren Zusammenarbeit zwischen Dialektologie und Grammatiktheorie in Andeutung erkennbar werden!

GUNTER DE VOGELAER / JAN KLOM bieten eine selbstständige Einführung in die Forschungslinie der Mikrovariation und ihrer Beziehung zur Dialektologie in „Mikrovariation beim Erwerb des niederländischen Genussytems“, wobei sie eine Verbindung herstellen zwischen der internalisierten Sprache der Chomskyschen Theorie und der sehr individuellen Sprachfähigkeit, die manchmal in der modernen Soziolinguistikforschung problematisiert wird, wo man immer zwischen verschiedenen sprachlichen Identitäten wählen darf. Die Autoren bemerken diesbezüglich, dass sie sich dadurch weniger dem generativen Paradigma

verpflichtet fühlen, wo individuelle Variation stets auf mehrere internalisierte Grammatiken zurückzuführen sei. Das Hauptthema des Aufsatzes ist aber, wie Kinder das niederländische Genussystem lernen, besonders dort, wo die Dialekte die alten drei Genera in Substantiven noch zeigen – masc., fem., und neut., während andere (und auch die Standardsprache) nur zwei haben, neut. und nicht-neutrum. Das Zwei-Genera-System ist etabliert im Standardniederländischen und steigt bei den Dialekten in der Popularität. Dies geht selbstverständlich zu Lasten des Systems mit drei Genera. Kinder brauchen länger um Genus im Niederländischen zu lernen, und DE VOGELAER / KLOM zeigen auch, dass Kinder immer stärker dazu tendieren, Genus aufgrund semantischer Eigenschaften zu realisieren, nämlich aufgrund des Individuierungsgrades (*mass vs. count nouns*). Als sie zum Schluss überlegen, dass die Genera nur im Zusammenhang mit schwachen Artikeln (*een* u.a.) überhaupt wahrnehmbar sind, schlussfolgern sie, dass die Erklärung sowohl auf grammatiktheoretischen als auch auf dialektologischen Annahmen beruht. Nur dieser Artikel erwähnt übrigens WEINREICH (1954), eine Arbeit die für das ganze Unternehmen des Buches zentral sein müsste.

„UG und syntaktische Mikrovariation“ von HELMUT WEIß bietet u.a. eine knappe Zusammenfassung des Forschungsprogramms der generativen Mikrovariation, in der er mit einfachen Argumenten einige der üblichen Beschwerden gegen dieses Programm aus der Welt schafft. Zur individuellen Variation sagt er z.B., dass diese immer auf zwei Grammatiken beim Individuum zurückgeht („*Double Base Hypothesis*“), wozu man auch DE VOGELAER / KLOM vergleichen kann. Er skizziert dann Resultate aus einem größeren DFG Projekt

„Syntax hessischer Dialekte“, vor allem Resultate bez. Pronomenreihenfolgen im Mittelfeld. Ein Vergleich mit statistischen Modellen zur Wortfolge wäre sicher ein interessanter weiterer Versuch (BRESNAN / CUENI / NIKATINA / BAAYEN 2007). Anhand des Titels kann man hier eine Frage stellen, die breite Relevanz für das ganze Buch hat, nämlich, wie man diese Arbeiten betrachten sollte, wenn sich herausstellen sollte, dass die UG relativ dünn sei, wie EVANS / LEVINSON (2009) u.a. behaupten. Vielleicht wären oben erwähnte statistische Alternativmodelle interessant. Störend fand ich übrigens die Notation im Aufsatz: WEIß schreibt $A > B$, nicht mit der Bedeutung, dass A auf B folgt, sondern im Gegenteil, dass A *vor* B steht. Hier würde ich lieber das ikonische $A < B$ mit dem math. „vor“ ($<$) lesen. Insgesamt handelt es sich aber um einen sehr gelungenen Aufsatz, den man mit Gewinn sorgfältig lesen kann.

Zwei Aufsätze von WERNER ABRAHAM problematisieren den Bezug der Dialektologie zur Grammatiktheorie, wobei sie sich vor allem auf Meta-Ebene bewegen. Wie man es von ihm erwarten kann, sind es stimulierende, eigentlich provozierende Beiträge.

ABRAHAM spannt den Bogen gleich sehr weit im ersten Aufsatz des Buches, in dem er ältere und jüngere Ideen zu Variation und Sprachwandel wissenschaftstheoretisch kontrastiert, in „Philologische Dialektologie und moderne Mikrovarietätsforschung. Zum Begriff des Erklärstatus in Syn- und Diachronie.“ ABRAHAM wirft der „philologischen Dialektologie“ vor, sie kümmere sich zu wenig um die *Erklärung* historischen Wandels, mit Fokus, warum im Zimbrischen die Pronomen enklitisch an Verben auftreten (wie auch sonst im deutschsprachigen Raum), und nicht proklitisch, obwohl der Kontakt zum

proklitischen Italienischen massiv gewesen ist. Der Autor bietet dann eine strukturelle Erklärung, warum Proklisis bei V2 Sprachen weniger passt. Die Idee ist einleuchtend, denn die reduzierten Pronomina würden andere Elemente aus dem Vorfeld verdrängen. Natürlich gibt es auch die SOV-Stellung im Deutschen, und auch die Verb-Erst-Stellung (z.B. bei Fragen), aber der Autor spekuliert nicht darüber, ob diese als erste Proklisis aufweisen werden. Obwohl es keine notwendige Komponente seiner Erklärung zu sein scheint, schlägt er vor, dass die Änderung über Generationen stattfinden müsste, also „kindbasiert“ auf die Art und Weise, die CROFT (2000:3.2) stichhaltig kritisiert. Weiter ist ABRAHAM sich dessen bewusst, dass die allermeisten Merkmale sich nicht ändern (dies nennt er ‚Trägheit‘), und er bespricht vielleicht deswegen nicht das Englische, das längst keine V2 Sprache mehr ist, aber ähnliche reduzierte enklitische Pronomina aufweist wie das Deutsche. Es ist natürlich gewagt, um nach Erklärungen für nicht-Änderungen zu fragen, zumal es in der diachronen Sprachwissenschaft als axiomatisch gilt, dass die Evidenz für historische Verwandtschaft ausschließlich in geteilten Innovationen liegt (und somit nicht in nicht-Innovationen). Abraham äußert sich nicht hierzu, aber die Frage ist interessant, und sie taucht auch bei solcher Forschung wieder auf, die Sprachwandel zu simulieren versucht (STRIK 2014:206). Man vermisst auch eine Diskussion über die Tragweite der Erklärung. Man könnte sich tausende, vielleicht zehntausende Merkmale betrachten. Moderne Ansätze in historischer Linguistik und Dialektologie gehen oft von einer größeren Stichprobe aus (NAKLEH ET AL. 2005, NERBONNE 2009). Was hat dann die Erklärung von e i n e m einzigen Merkmal für einen variationslinguistischen Status?

ABRAHAMS zweiter Aufsatz „Dialect as a spoken-only medium“ schließt das Buch. Er schlägt hier vor, dass Dialekte „ohne Unterstützung der Schrift“ eine unabhängige Sicht auf Sprachverarbeitung erlauben, weil in mündlicher Sprache der mentale Arbeitsspeicher (Kurzzeitgedächtnis) die wichtige Rolle spielt, die ihm naturgemäß zusteht. Er verbindet dies mit der These, dass man kopffinitiale Strukturen grundsätzlich leichter verarbeiten könne (als kopffinale), weil der Kopf Auskünfte über grammatikalische Ergänzungen enthalte, die dann zeitlich darauf folgen. Umgekehrt ginge dies nicht. Er skizziert, wie manche süddeutsche Strukturen deswegen leichter zu verarbeiten sein müssten, und spekuliert, dass schwer zu verarbeitende Elemente wenig Überlebenschancen in gesprochener Sprache haben, und deswegen im Laufe der Evolution verschwinden müssten.

Der Aufsatz ist ein Denkvorstoß, in dem vieles offen bleibt. Es ist allgemein akzeptiert, dass die Schrift die (gesprochene) Sprache und auch die Sprachstruktur beeinflusst (BOLINGER / JONES 1980; BIBER / GRAY 2011). Abraham weiß sicher auch, dass man Dialekte verschriftet findet, von alten Manuskripten (BENSKIN / LAING 1981) bis hin zu Twitter (EISENSTEIN ET AL. 2014). Abraham erhebt die Mündlichkeit sogar auf zum „Wesen“ des Dialekts (S.248), lässt dadurch aber die Frage offen, ob nicht-geschriebene Varietäten nicht oft unter dem Einfluss geschriebener Standardsprachen stünden. Er diskutiert nicht, ob moderne europäische Dialekte (insbes. die deutschen), die alle neben geschriebenen Standardsprachen in Ländern praktisch ohne Analphabetentum funktionieren, doch nicht durch deren Strukturen beeinflusst werden, wie explizit in der Diskussion der sogenannten Regiolekte behauptet wird (AUER / HINSKENS 1996). Was die Spekulation der Kopf-Komplement-Richtung auf Verarbeitung betrifft, gehen

Parsing-Spezialisten seit Jahren davon aus, dass Selektion bi-lexikal (bidirektional) ist (d.h., dass ein Verbum wie *trinken* ein Objekt mit Kopf *Milch* „sucht“, aber auch umgekehrt, dass das Objekt auch seinen Kopf „sucht“, EISNER / SATTA 1999). Natürlich behaupten diese Experten nicht, dass Selektion in der minimalen theoretischen Grammatik in zwei Richtungen funktioniert, aber wohl dass die Verarbeitung von der statistischen Abhängigkeit des verbalen Kopfes vom NP Argument profitieren kann.

Bei anderen Arbeiten bleibt der Bezug zur Dialektologie sehr implizit. Oft werden Daten aus Dialekten wohl analysiert, aber die Dialekte werden isoliert betrachtet, nicht im Vergleich zueinander, und die geographischen (bzw. sozialen) Einflüsse auf die Variation und die daraus resultierenden Verteilungen der Varianten werden außer Acht gelassen. Es bleibt selbstverständlich immer ein impliziter Bezug zur Dialektologie, und zwar, dass die Grammatiktheorie Einschränkungen über mögliche Variationen auferlegt, dessen sich die Dialektologie bewusst sein sollte. Dies gilt besonders für quantitative Verfahren, die Gefahr laufen, dass korrelierende Elemente als statistisch unabhängig behandelt werden, wo die Typologie (oder Universalgrammatik) zeigen könnte, dass sie es nicht sind. Nerbonne (2007) sagt mehr zu diesem Thema.

Diese anderen Aufsätze sind von guter bis sehr guter Qualität, nur werden die meistens ZDL Leser den unmittelbaren Bezug zur Dialektologie nicht sehen, denn es gibt ihn nicht. Die Aufsätze sind grammatiktheoretisch motiviert, und sollten als solche gelesen und bewertet werden. Sie illustrieren aber, wie reich die Variation in Dialekten ist, und wie wertvoll es ist für die theoretische Grammatik, sie im Auge zu behalten.

JOSEF BAYER fasst in „Klitisierung, Reanalyse und die Lizenzierung von Nullformen“ seine Arbeiten zu flektierten Komplementierern knapp, bescheiden (alles „bewegt sich in großer Distanz zu syntaktischen Phänomenen mit Universalanspruch“) und übersichtlich zusammen, wobei er der Forschung den großen Gefallen tut, die Annahmen herauszuarbeiten, die für die Beschreibung des Phänomens nötig sind. Seinen Ausgangspunkt bildet die Frage, wie es mit der Zuordnung von thematischen Rollen weiter geht, nachdem ein Klitikon zum Affix geworden ist, das keine thematische Rolle spielen kann. Das Buch lohnt sich schon allein wegen dieses Aufsatzes!

ERMENGILDO BIDESE / ANDREA PADOVAN / ALESSANDRA TOMASELLI präsentieren in „Bilingual Competence, Complementizer Selektion and Mood in Cimbrian“ ein mögliches Gegenbeispiel zur These ABRAHAMS, dass „es [syntaktischen ?JN] Sprachwandel unter Sprachkontakt bloß dort gibt, wo solcher Wandel auch autonom stattfinden hätte können“ (S.16). Sie analysieren die Konjunktionen im Zimbrischen. Eine Konjunktion „*ke*“ (< Ital. *che*) regiert finite Verben im eingebetteten Satz unter der Bedingung, dass die Verben im Konjunktiv auftreten, und dies wäre aus der eigenen (germanischen) Struktur nicht zu erwarten. Die Autoren plädieren trotzdem für eine eingeschränkte Rolle für Kontakt, ganz im Sinne ABRAHAMS.

Der Aufsatz „Limits of Syntactic Variation and Universal Grammar“ von FREDERICA COGNOLA ist aus mehreren Gründen interessant. Erstens betrachtet die Autorin Satzstrukturen in Mòcheno, eine deutsche Varietät, die in Norditalien gesprochen wird, in der das finite Verbum nicht immer an zweiter Stelle (in Hauptsätzen) stehen muss. „Der Mario gester hot a puach ... (Mario gestern hat

ein Buch ...)" ist ohne weiteres wohlgeformt, aber auch „Gester hot der Mario kaft a puach (Gestern hat Mario gekauft ein Buch)". Die Autorin zeigt überzeugend, dass das, was zunächst als optionale Abweichung von V2 aussieht, tatsächlich einer tieferliegenden Strukturunterscheidung entspricht, und zwar worin Topik-NPs vor dem finiten Verb stehen müssen (auch als dies zur Verletzung des V2-Prinzips führt), während V2 sonst aufrechterhalten wird. Dies wird elegant unterbaut. Aber zweitens, wenn man sich weiter fragt, warum diese Beweisführung wünschenswert sei, erfährt man, dass Sprachvariation (angesichts der Universalgrammatik) doch unproblematisch sei (S.80). Gibt es also *Variationslinguisten*, die die Variation als „Problem“ empfinden, das es wegzu erklären gilt? Hier wäre mehr Diskussion bzw. Hintergrund wünschenswert gewesen. Drittens kommt die Autorin nicht zurück zur Besonderheit der Syntax in Mòcheno. Auch wenn der Unterschied zwischen den zwei zitierten Sätzen u.a. mit der Informationsstruktur zusammenhängt, wie Cognola vorschlägt, bleibt die Struktur mit Verb an dritter Stelle etwas Besonderes, das man in anderen deutschen Varietäten nicht findet.

Störend am Aufsatz ist die Art, wie manche entgegengesetzte Positionen skizziert werden, etwa die Position, dass „all syntactic variation [is] optional in all syntactic environments“, als *straw man*, etwas, das man leicht widerlegen kann. Dagegen betont die Autorin energisch und wiederholt, dass nicht alles erlaubt sei (S.80), als gäbe es Dialektologen, die überhaupt keine Regelmäßigkeiten in der Syntax anerkennen würden. Es scheint unter Theoretikern die Auffassung quicklebendig zu sein, Variationslinguisten meinten, dass Sprachstrukturen keinen Einschränkungen unterlägen. Variationslinguisten wollen gerne von

wissenschaftlich akzeptierten, empirisch untermauerten Einschränkungen wissen, am liebsten mit Hinweisen, wo und wie man sie praktisch erkennt. Die Typologie von Stimmhaftigkeit in Konsonanten (LISKER / ABRAMSON 1964) dürfte als Beispiel dienen.

CECILIA POLETTO fragt, warum manche Quantorenwörter (*rien*) vor Partizipien stehen dürfen und andere nicht (*je n'ai rien vu*), und sie schlägt vor, dass man zwischen Quantoren und quantifizierten Nominalphrasen unterscheiden muss. Dies würde bedeuten, dass volle Phrasen nicht einfach ungesättigte Köpfe sind. Die Autorin zieht im Laufe des Arguments u.a. alt-italienische Daten zu Rate.

HEIKE WIESE schreibt über „Kiezdeutsch“, eine städtische Varietät, vor allem um manchen Sprachkritikern entgegenzutreten, die Kiezdeutsch bloß als fehlerhaftes Standarddeutsch beschreiben. Ihre Bemerkungen eignen sich ausgezeichnet für eine Diskussion über die Unzulänglichkeiten eines präskriptiven Standpunkts. Sie unterstreicht Ihre These, dass Kiezdeutsch eher als Dialekt des Deutschen zu betrachten sei, indem sie zeigt, dass gewisse auffällige Eigenschaften wenigstens latent im Standarddeutschen vorhanden sind. Die Strategie kann man in Zweifel ziehen. Soziolinguisten betrachten Frequenzunterschiede als unterscheidend, und diese Art Unterschiede gibt es anscheinend reichlich zwischen Kiezdeutsch und dem Standard. Und viele Forscher, die sich mit dem Deutsch in Pennsylvanien, Brasilien oder Russland beschäftigen, fühlen sich zurecht nicht verpflichtet, fremde Einflüsse in diesen Varietäten zu leugnen. Auch Dialekte können Kontakteffekte zeigen.

Zusammenfassend haben wir hier ein interessantes Buch von exzellenten Vertretern der Grammatiktheorie und (in der Minderheit) der Dialektologie. Diese Rezension mag verdeutlichen, dass ich an mehreren Punkten mit den Autoren nicht einverstanden bin, aber sie haben uns eine stimulierende Sammlung vorgelegt, wofür ich meinen Dank ausspreche!

Das Buch ist im Großen und Ganzen gut produziert, obwohl die graphische Qualität aller Karten (siehe Karten 1 und 4 im Aufsatz vom SCHALLERT, S.106, 120, und Karten 5-6 von WEIß, S.184-185) zu wünschen übriglässt. Beim Aufsatz von COGNOLA gibt es einige Fehler, die bei einer sorgfältigen Kontrolle entfernt worden wären, z.B., ‚unconstraint‘ anstatt *unconstrained* (mehrmals), *contract* anstatt *contact*. Der erste Aufsatz von ABRAHAM im Buch erschien schon 2012 andernorts, und ABRAHAM (im gleichen Aufsatz) und BIDESE ET AL. verweisen auch auf den 2012 Druck, ohne aber zu erwähnen, dass er mit der hier gedruckten Version identisch ist.

LITERATUR

AUER, PETER / FRANS HINSKENS (1996): The convergence and divergence of dialects in Europe. New and not so new developments in an old area. Convergence and divergence of dialects in Europe (= Sociolinguistica 10). Berlin: Mouton de Gruyter, 1-30.

BENSKIN, MICHAEL / MARGARET LAING (1981): Translations and 'Mischsprachen' in Middle English Manuscripts. In: BENSKIN, MICHAEL / M.L. SAMUELS (Hg.): So Many People Longages and Tongues: Philological Essays in Scots and

Mediaeval English Presented to Angus McIntosh. Edinburgh: Middle English Dialect Project, 55-106.

- BIBER, DOUGLAS / BETHANY GRAY (2011): Grammatical change in the noun phrase: the influence of written language use. *English Language and Linguistics*. 15(2), 223-250.
- BOLINGER, DWIGHT / GARETH R. JONES (1980): *Language, the loaded weapon: The use and abuse of language today*. London: Longman.
- BRESNAN, JOAN / ANNA CUENI / TATIANA NIKITINA / R. HARALD BAAYEN (2007): Predicting the dative alternation. In: GERLOF BOUMA / IRENE KRAEMER / JOOST ZWARTS (HG.), *Cognitive Foundations of Interpretation*. Amsterdam: Amsterdam: Proc. Royal Netherlands Academy of Science, 69-94.
- CROFT, WILLIAM (2000): *Explaining language change: An evolutionary approach*. San Francisco: Pearson Education.
- EISENSTEIN, JACOB / BRENDAN O'CONNOR / NOAH A. SMITH / ERIC P. XING (2014): Mapping the geographical diffusion of new words. *PloS ONE* 9(11). e113114.
- EISNER, JASON / GIORGIO SATTA (1999): Efficient parsing for bilexical context-free grammars and head automaton grammars. *Proc. 37th ACL Meeting*. Shroudsburg, PA (USA): Association for Computational Linguistics, 457-464.
- EVANS, NICHOLAS / STEPHEN C. LEVINSON (2009): The myth of language universals: Language diversity and its importance for cognitive science. *Behavioral and brain sciences* 32(5), 429-448.
- LISKER, LEIGH / ARTHUR S. ABRAMSON (1964): A cross-language study of voicing in initial stops: Acoustical measurements. *Word* 20(3), 384-422.

- MAYERTHALER, WILLI / GUNTHER FLIEDL / CHRISTIAN WINKLER (1993)
Infinitivprominenz in europäischen Sprachen, Teil 1: die Romania (samt
Baskisch). Gunter Narr Verlag, Tuebingen 1993.
- NAKHLEH, LUAY / DON RINGE / TANDY WARNOW (2005): "Perfect phylogenetic
networks: A new methodology for reconstructing the evolutionary history of
natural languages." *Language* 81, 382-420.
- NERBONNE, JOHN (2007): "Review of McMahon and McMahon, 'Language
Classification by the Numbers'. (2005)." *Linguistic Typology* 11, 425-436.
- NERBONNE, JOHN (2009): Data-Driven Dialectology. *Language and Linguistics
Compass*, 3(1), 175-198.
- STRIK, OSCAR (2014): "Explaining tense marking changes in Swedish verbs: An
application of two analogical computer models." *Journal of Historical
Linguistics* 4(2), 192-231.
- WEINREICH, URIEL (1954): "Is a structural dialectology possible?" *Word* 10(3),
388-400.

Groningen/Freiburg

JOHN NERBONNE

Adresse des Autors:

Center for Language and Cognition

Postbus 716

Rijksuniversiteit Groningen

NL 9700 AS Groningen

Die Niederlande

j.nerbonne@rug.nl

